

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 41

Sonntag, den 18. Oktober 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 18. Oktober. Luk., Ev.
Montag, 19. Petr. v. Alf.
Dienstag, 20. Joh. Kant.
Mittwoch, 21. Ursula

Donnerstag, 22. Wendelin
Freitag, 23. Severinus
Samstag, 24. Raphael

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Johannes 4, 46–53.

In jener Zeit lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Napharnaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile; denn er war nahe daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königliche sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegnete ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforchte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.

„Er war nahe daran zu sterben“ — das ist jedes Menschen Schicksal. Für einen jeden schlägt das Stündlein, wo andere so von ihm sprechen, wo er selbst dem Tode in nächster Nähe ins Auge schaut. „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben“, an diesem Naturgesetz ist nicht zu rütteln. Kein Palast wird dem Tod den Eintritt verwehren, keine Erfindung wird ihn bannen, kein 42-Zentimetergeschütz ihn zu Boden schmettern. Es wäre Torheit, dies zu leugnen, es wäre nutzloses Unterfangen, vor solcher Tatsache das Auge zu verschließen. Und wenn uns der Tod als trägen Arbeiter im Weinberg des Herrn betroffen hat, als Schmaroker, da, wo wir doch treue Mitarbeiter Christi sein sollten, so reicht dieser Tod des Leibes dem Tode der Seele die Hand. Nicht als ob die Seele dann eines wirklichen Todes stirbe — das wäre wohl manchem nicht einmal besonders unangenehm —, sondern in dem Sinne, daß eine solche Seele in der Ewigkeit nicht unähnlich wird dem toten Leib auf Erden: unfähig nun, etwas Ruhbringendes zu leisten, da sie vordem freiwillig untätig gewesen; unfähig, auch nur einen Schritt der ewigen Herrlichkeit entgegenzugehen, starr und unfähig, die Seligkeit zu genießen; fähig nur, ohnmächtig und hilflos zu leiden und zu dulden. Auch die Leichenmänner fehlen nicht, die Teufel werden es sein. Sie werden die für den Himmel gestorbene Seele einbalsamieren, — besser noch, als es die Ägypter bei ihren Pharaonen verstanden, — so daß sie in alle Ewigkeit bleibt wie im Augenblick des Verschwindens; sie werden sie in die Totenlade legen: werden sie einbetten in die Qualen der Hölle; werden sie hinabsetzen in die wohl vorbereitete Gruft: werden sie mit teuflischer Sorgsamkeit bringen an den Ort, der dem Zustand jeder einzelnen Seele entspricht. Und wie der Name der Verstorbenen aus den Büchern der Lebenden verschwindet, wie sie nicht mehr mitzählen auf Erden, so werden solche Seelen getilgt in den Lebensbüchern des Himmels. Sie werden noch leben, denn sie sind ja unsterblich, aber ihr Leben ist schlimmer als der Tod, ist ein ununterbrochenes Sterben, zu dem kein mitleidiger Todesengel den Schlupfwinkel setzt. Wie die Freuden der Seligen alles Denken, Wünschen und Ahnen des Menschen übertreffen, so gilt von den Verdammten: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was die Teufel denen bereitet haben, die Gott hassen.

Der Tod ist also für den Menschen weit mehr als der bloße Augenschein zeigt. Er wäre für uns schon schmerzlich genug, wenn er nur den Schlußakt des menschlichen Dramas bedeutete. Oft war es sogar eine Tragödie, ein Trauerspiel, so arm an sonnigen Stunden, so reich an bitteren Tagen, mehr ein steter Krieg als ein verträgliches Zusammenwohnen von Leib und Seele. Für so manchen beginnt dieser häusliche Streit mit dem Erwachen der Vernunft und wird nur zeitweise durch einen kurzen Waffenstillstand unterbrochen. Was der Apostel von sich sagte, daß er ein anderes Geseh, ein anderes Trachten und Streben in seiner Seele, ein anderes in seinen Gliedern finde, ist das Los der Erdenbürger überhaupt. Man braucht darüber zwar nicht unglücklich zu sein, aber stets auf dem qui vive? stehen müssen, ist doch ein aufreibender Zustand, der nicht selten den Gesicht-

zügen seine merkwürdigen Spuren aufprägt und schließlich die Katastrophe, den Tod, herbeiführt oder wenigstens beschleunigt. Will oder kann der Leib den Mieter und Herrn zugleich, die Seele, nicht mehr dulden und ertragen? Ist die Seele der ärmlichen Wohnung überdrüssig, verlangt sie nach einem selbständigen, freieren Leben, losgelöst vom Leibe, der ihr Gehilfe, recht oft aber auch lästiger Hemmschuh war? Wer vermag das Geheimnis des Todes wirklich zu enthüllen! — Dessen bedarf es aber auch nicht, wenn wir nur wissen, daß das Finale, der Schlußakt unseres Lebens auch der wichtigste und schwierigste ist. Es scheint übrigens, als ob dieses Gefühl dem Menschen angeboren sei, denn jeder sucht die Todesstunde möglichst weit hinauszuschieben, wie man einer großen, folgenreichen Arbeit gern so lang als möglich aus dem Wege geht. Auch die Heiligen machten davon keine Ausnahme, wenn auch ihre Gründe ganz anderer Art waren, als die der Lebemenschen. Die Heiligen wünschten, daß der Tod sie recht reich an Verdiensten fände, und deshalb sträubten sie sich zwar nicht gegen den nahenden Tod, in dem sie ja Gottes Ruf erkannten, waren Gott aber doch auch dankbar für Verlängerung des Lebens.

Der Tod ist eben mehr als bloßes Abschiednehmen, er ist Entscheidung und zwar eine solche, die man nur mit annähernder Sicherheit berechnen kann und die unwiderruflich ist. Kein Wunder, daß der Mensch sie fürchtet, und alles tut, sie zu verschieben. Man flücht den Leib und kräftigt ihn, damit er die zum Auszug bereite Seele zurückhalte. Und wenn es Wunderärzte gäbe, die dem vom Tode Gezeichneten noch jahrelangen „Ausstand“ zu geben vermöchten, — die armen Leute wären zu bedauern, denn ihre Sprechzimmer würden Tag und Nacht nicht leer. Aber nur einen gibt es, Gott allein. Zu ihm wendet sich deshalb der verzweifelte Todeskandidat, auch wenn er in der Vollkraft des Lebens Gottes nicht bedurfte. — Die religiöse Selbstbesinnung eines dem Tode Geweihten ist also nichts Besonderes; ja, wenn sie nur die Frucht eines stetigen Todes ist, so nützt sie nichts, denn Gott macht von seiner Kunst, dem Tode Einhalt zu gebieten, nur selten Gebrauch; es ist nicht seine Art, Gesetze zu geben und auf den Wunsch der Menschen hin wieder außer Kraft zu setzen. Dem königlichen Beamten von Napharnaum gegenüber tat er es zwar, aber er gibt auch den Grund dafür an: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht“. Das gilt jedoch nicht für uns; denn wir haben genug Zeichen und Wunder gesehen, wenn wir nun noch nicht glauben, so gebietet uns die Antwort, die Abraham im Evangelium dem reichen Praester gibt. Auch eine Verlängerung unserer Lebensstage würde unsern toten Glauben kaum erwecken. In der Tat können wir beobachten, daß der angesichts des Todes angequälte Glaube in der Regel nicht von langer Dauer ist, daß die in solchen Stunden gefaßten Vorsätze meist im selben Tempo Reizhaus nehmen, als die Lebenskraft wiederkehrt.

Soll nun deshalb der kranke Christ darauf verzichten, von Gott Gesundheit zu erlangen? — Das nicht, denn Gesundheit ist eine Gabe, um die wir Gott stets bitten dürfen. Aber wir sollten nicht so sehr um Abwehr des zeitlichen Todes als vielmehr des ewigen Todes bitten. Denn dieser gibt ja erst der Sterbestunde ihr furchtbares Gepräge. Ist die von ihm drohende Gefahr ausgeräumt, so verliert der leibliche Tod das Schreckhafte, so bleibt er zwar eine schmerzliche Trennung von vielen, was uns teuer ist, wird aber zugleich der segensvolle Ausgang eines Gerechten in eine wirklich bessere Welt, die uns selbst Gott näher führt und uns eine wirksamere Sorge für die auf Erden Zurückgebliebenen ermöglicht. Das beste Gebet des Christen in gefährlicher Krankheit und schwerer Todesnot ist deshalb nicht die Bitte um Bewahrung vor dem Tode, sondern das Flehen um einen guten Tod.

Daran zu denken, mahnen uns die ersten Zeiten. Viel wird gebetet für unsere Krieger, und daß auch unsere Soldaten tüchtig beten, beweisen so manche Briefe aus der Fremde, so manche rührende Erzählungen heimgekehrter Verwundeten. Ein erhebendes Bild ist es fürwahr, wenn das Morgen- und Abendgebet gemeinsam verrichtet wird und wenn — wie mir erzählt wurde — Offiziere dabei die Vorbeter sind. Ob aber auch immer in der rechten Art gebetet wird? Ob die Väter draußen und zu Hause auch immer rufen: „Herr, hilf uns, sonst gehen wir zugrunde; aber wenn unser Leib zugrunde gehen soll, als teures, aber pflichtgemäß gebrachtes Opfer für die höchsten Ideale, so hilf uns, daß unsere Seele nicht zugrunde geht, nicht versinkt im ewigen Abgrund, der keines seiner Opfer wiedergibt!“

Fast könnte man glauben, daß solche Erwägungen übertönt würden vom Kriegsgetöse, daß der Gedanke an die Ewigkeit völlig zurückträte vor dem wilden Schmerz, in dem sich Menschenherzen bei dem jähen Verluste lieber Angehörigen zerreißen. Gewiß, es wäre unnatürlich, kalt und gleichgültig die Todesnachricht entgegenzunehmen; unchristlich aber ist es, fassungslosen Schmerzen sich zu überlassen, gar, wie es von einer unglücklichen Frau berichtet wurde, die Kunde von dem Tode des Gatten mit Selbstmord und dem Morde der Kinder zu erwidern. Wenn da nicht der Schmerz den Geist verwirrt, so bewiese solche Handlungsweise eine ganz unchristliche Auffassung des Lebens und Leugnung der ewigen Dinge. Der Christ erwartet von Gott weniger Wunder seiner Allmacht, als vielmehr seiner Barmherzigkeit, Wunder der Gnade. Er erfleht wohl täglich des Himmels Schutz für die wackeren Soldaten, am meisten aber Behütung ihrer Seelen, Bewahrung vor Sünden, zu denen Kriegzeiten nicht selten übermäßige Gelegenheiten bieten, Bewahrung vor allem vor einem unglückseligen Tode. Und wenn dann sein Gebet um Leiblichen Schutz nicht Erhöhung fand, so darf er umso mehr hoffen, daß die Seele des Gefallenen die wohlthätige Wirkung der Fürbitte erfährt und vielleicht gar — wenn er nur mit reiner Absicht und reinen Händen die Waffen geführt — vom göttlichen Richter die Worte vernahm: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein!“ Das ist der Trost und die belebende Hoffnung der zurückgebliebenen christlichen Gattin und Mutter, durch diese Gesinnung wird ihr eignes Opfer in seinem Werte erhöht und verklärt.

Aber vielleicht ist gerade das für manche der tiefste Schmerz, daß sie solche Hoffnung nicht hegen zu dürfen, fürchten; denn der Gatte, Sohn oder Bruder ist hinausgezogen in den todbringenden Kampf, unausgesöhnt mit Gott, gar mit der Sündenlast vieler Jahre beladen. — Dann lehrt sie der treue Hausvater von Naphthum, erst recht zum Heiland zu eilen, ihn zu bestärken: „Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt.“ Und was im Frieden, im ruhigen Alltagsleben unmöglich schien, wird im Kriege ein Leichtes sein. Den Gleichgültigen wird dann des Lebens Ernst erfassen, den Verstockten des Krieges Schrecken zermürben, den Ungläubigen von neuem mit Gottesfurcht erfüllen. Das Pfeifen der Kugeln und Heulen der Granaten werden die beste Predigt werden, verglaste Augen gefallener Freunde die eindringlichsten Mahner, und in offenen Gräbern wird zügellose Sinnlichkeit und ungezügelter Erdenstreben auf Nimmerwiedersehen versinken. — So kann Gott es fügen, ja, so muß es werden, wenn man zu Hause seine Pflicht tut, denn so spricht der Herr: „Rufe zu mir in der Trübsal, und ich will dich erhören!“ P.

Sinnspruch

Willst du deiner Seele
Gutes hier erweisen,
Lasse sie am Tische
Jesu öfters speisen.

Dort erhält sie Gnade,
Licht und Trost fürs Leben;
Hat er doch sich selber
Für sie hingegeben.

Des deutschen Bübleins Wunsch

Ludwig Mülling (Aufenau).

Mutter, warum bin ich noch so klein?
Möchte gleich dreimal älter sein,
Und so groß wie des Nachbarn Klaus,
Denn der durst in den Krieg hinaus.
Könnt ich ein richtig Gewehr jetzt laden,
Spielte ich nicht mehr mit Bleisoldaten!
Mutter, hier hast du die Erbsen wieder,
Damit schießt man den Feind nicht nieder.
Lieber schlag ich die Sparsbüchse entzwei,
Kaufe mir selber Pulver und Blei,
Und dann kämpf ich mit eigener Hand
Auch für Kaiser und Vaterland.
Ach, wenn ich doch jetzt ein Zwilling wäre,
Gäb es gleich zwei Soldaten mehr,
Und dann zög ich fürs Deutsche Reich
Gegen Franzosen und Russen zugleich.
Einer zur Linken und einer zur Rechten
Könnt ich dann nach zwei Seiten fechten!
Säht von uns beiden dann keinen mehr,
Bis der Weltkrieg gewonnen wäre!

Strafe und Sühne

Eine übermüdete, ausgelassene Gesellschaft saß zu später Abendstunde im Städtchen N. noch beim Bier. Dichter Rauch verhüllte das ganze Zimmer. Auf dem Tische zeigten sich die Spuren des verschütteten oder abgeträufelten Bieres. Die Gesichter waren hochgerötet, die Augen glänzend, teilweise wie blutunterlaufen, so tauchten die einzelnen Gestalten aus dem Rauchmeer auf. Es war, als ob es ihnen darauf ankomme, den Rauch möglichst im Zimmer zu behalten. Die Stimmen klangen ausgebreitet und ausgefungen, aber nichtsdestoweniger erfüllten sie mit ihrem Hin und Her und Durcheinander den ganzen Raum, für einen Unbeteiligten bis zum Ohrenzerreißen. Aber da fühlte diese junge Gesellschaft sich wohl; waren es doch die wildesten und ausgelassensten Burschen des ganzen Städtchens, die sich hier zusammengefunden hatten.

Unter ihnen zeichnete sich besonders einer aus, herausfordernd, fast frech in seinem Gesichtsausdruck. Ihm flossen die schlechten Reden nur so vom Munde, je abscheulicher und wilder sie klangen, desto mehr schien er sich in denselben zu gefallen. Er munterte die anderen zum Trinken auf und tat groß damit, ihnen mit schlechtem Beispiel voranzugehen.

Der „rote Heinrich“, wie er bei seiner Gesellschaft und auch sonst im Städtchen hieß, — der eigentliche Grund waren seine feuerroten Haare — hätte er es gar nicht notwendig gehabt, in solcher Weise und in solchem Kreise sein Geld und seine Zeit zu vertun. Zu Hause in einem armseligen Häuschen vor der Stadt lag eine kranke Mutter, die nicht mehr für sich

sorgen konnte. Lange Jahre schon lag sie auf dem Krankenlager. Es war ihr nicht möglich gewesen, den unbändigen Jungen im Zaum zu halten. Der Vater war den Tag über fort auf der Arbeit. Um der Mutter Wort kümmerte sich der herangewachsene Knabe nicht. Alle freie Zeit außer der Schule brachte er draußen auf der Straße zu, man kann sich denken, zu welcher Gesellschaft er sich und welche Gesellschaft sich zu ihm gesellte.

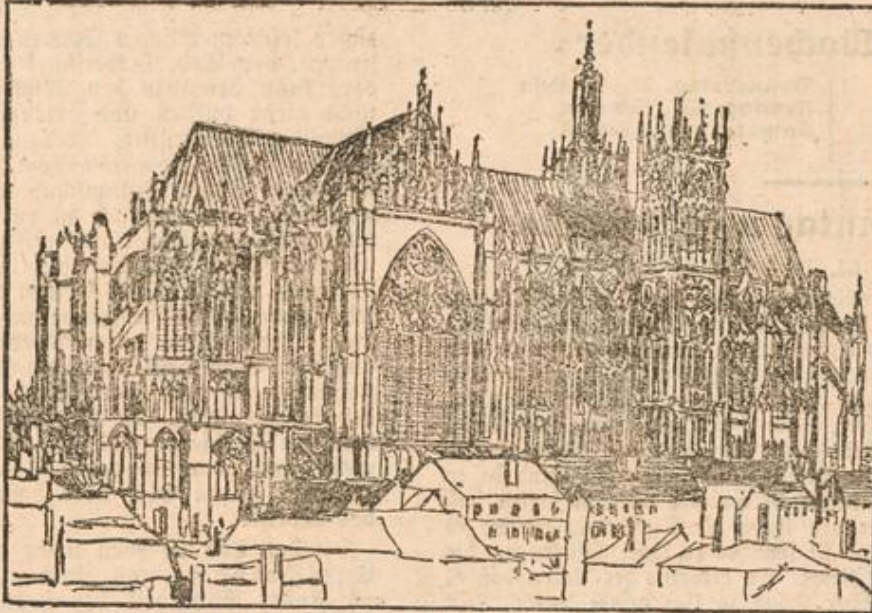
Bei allen bösen Streichen war der rote Heinrich dabei, ein Schrecken seiner Lehrer und ein Dorn im Auge aller Besitzer von Gärten, Gassen und Obstbäumen. Nach der Volksschule bequeme er sich, in einem Steinbruch Arbeit zu suchen. Er verdiente bald ein schönes Geld. Aber seine Mutter bekam von seinem Lohn — auch nach dem Tode seines Vaters — keinen Pfennig zu sehen. Sein Lohn wanderte, außer dem kleineren Teil, den er für Essen und Kleidung brauchte, ins Wirtshaus und in den Magen.

Auch an diesem Abend, als die Kumpane auseinandergegangen waren und der rote Heinrich seinen Weg nach Hause genommen hatte, zeigte sich noch einmal die ganze Rohheit und Verbissenheit seines Herzens. Er hörte bei seinem Eintreten ins Haus seine Mutter in ihrem Schmerze seufzen und stöhnen. „Wenn nur die alte Knallhütte da einmal über sie zusammenstürzen und sie erschlagen würde, dann hätte ich endlich vor ihrem Gewinsel und Gejammer Ruhe“, murkte und schimpfte er für sich, indem er seine Stube betrat.

Während der rote Heinrich sich angeliebet in seiner Betrunktheit aufs Bett warf und ohne einen Gedanken an Gott und seinen schlechten Tageslauf einschloß, betete drüben eine besorgte Mutter für ihn und opferte ihre Leiden und Schmerzen für das Kind ihrer Sorge Gott auf. Was sollte aus ihrem Heinrich werden? Und wie würde sie bei dieser schweren Verantwortung bei Gott bestehen? Ach, sie wußte es wohl: sie war zu gut mit ihm gewesen.

Es war drei Tage später. In einer der ersten Nachmittagsstunden drang plötzlich zuerst ein dumpfes Geräusch, dann sichere Kunde in das Städtchen, daß im Steinbruch ein schweres Unglück geschehen sei. Der Arzt wurde sofort mit Fuhrwerk hinausgerufen, aus dem Spital Verbandszeug und Tragbahre hangeschafft. Diesmal mußte das Unglück seine Opfer schwer getroffen haben. Und als der Arzt hinauskam und zu dem am schwersten getroffenen Arbeiter geführt wurde, da schaute sein Auge in das schmerzverzerrte Antlitz des roten Heinrich. Auf einer sicheren Stelle seitwärts lag der Arme gebettet; um ihn waren einige Arbeiter bemüht; ein Blick lehrte aber auch schon, was geschehen war. Die beiden Hüfte waren über dem Knie dem Armen abgeschlagen. Ein Stein, der unversehens sich gelöst hatte, hatte ihn erfasst — und das Unglück war geschehen.

Ein Glück noch, daß Arbeiter da waren, die es verstanden, die Verblutung zu verhindern, sonst wäre es um den roten Heinrich geschehen gewesen. Der Arzt begann sein Werk, einen Notverband



Kathedrale in Metz.

bis zur Entlieferung ins Spital anzulegen. Mit auseinandergebissenen Zähnen, manchmal knirschend vor Schmerz, ließ der rote Heinrich alles an sich geschehen.

Schwere Gedanken gingen durch seine Seele. Er mußte — wie, mußte er selbst nicht, an sein bisheriges Leben denken; eiskalt überließ es ihn, als ihm plötzlich die abscheulichen Verwünschungen, die er am Sonntag erst über seine Mutter ausgesprochen hatte, in den Sinn kamen. Seine Mutter hatte die Knallhütte erschlagen sollen, jetzt lag er selber da, nicht erschlagen, sondern geschlagen in furchtbarer Weise, ein Krüppel für sein Leben lang. Er schloß die Augen; am liebsten wäre es ihm gewesen, es wäre erschlagen worden.

Es waren schwere Wochen, die er im Spital zubrachte. Nicht, als ob seiner eisernen Gesundheit der Genesung wegen Bedenken gekommen wären,

— aber ein anderer Umwandlungsvorgang, der in diesen Wochen in ihm spielte, bot der Kämpfe und Schwierigkeiten die Masse. Der das Spital besuchende Geistliche hatte nach längerem Widerstreben durch seine Freundlichkeit das Herz des roten Heinrich erschlossen. Langsam, langsam ging die Umwandlung vor sich. Aber sie kam, und sie kam gründlich. Vor Heinrichs Augen öffnete sich der Abgrund, an dem er bisher gewandelt war. Mit Schauern erkannte er, wie tief er gesunken. Aber der Priester verstand es auch, ihn aufzurichten und zu erheben.

Es war die volle geistige Genesung, die Heinrich gefunden, als er, auch körperlich soweit geheilt, das Spital verließ. Er erlernte noch in seinem Alter das Schneiderhandwerk, und was er verdiente, reichte hin, ihn und seine Mutter, für die er von nun an lindlich sorgte, zu ernähren.

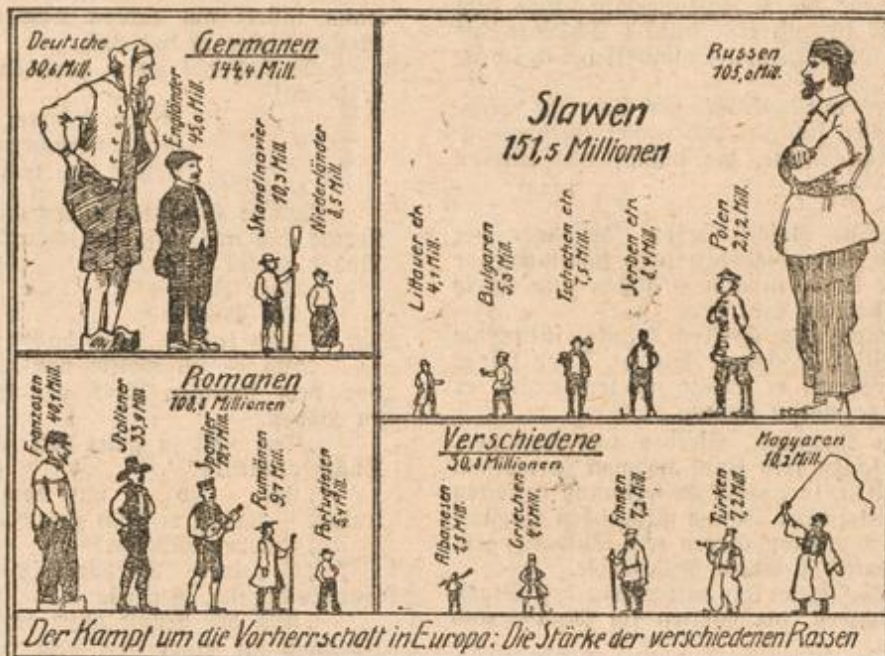
Lieber sterben, als den Glauben verleugnen

Unter den vielen Priestern, die in Frankreich im Revolutionsjahre um des Glaubens willen ihr Leben lassen mußten, befand sich

auch der 28jährige Geistliche Novi, Kaplan von Anjac. Nachdem er auf dem Marktplatz der Stadt Bens geführt worden, wo man eben 8 Priester, die den religionsfeindlichen republikanischen Gesetzen nicht zugeschworen, hingerichtet hatte, ließen die Mörder den Vater des Kaplans Novi kommen, und, umgeben von den acht hingestreckten Leichen, erklärten sie ihm: Es hänge das Los seines Sohnes nur von ihm ab: sein Sohn werde gleich den anderen hingerichtet, wenn er sich noch länger weigern sollte, den verlangten Eid zu leisten: leben würde er, wenn es dem Vater gelänge, ihn zur Leistung des Eides zu bewegen. — Der unglückliche Vater, unschlüssig, zwischen den Gefühlen der Natur und der Religion hin und her gezogen, stürzt sich zuletzt, von Härlichkeit überwunden, seinem Sohne um den Hals; mehr noch durch sein Schluchzen als durch Worte dringt er in ihn

und fleht: „Mein Sohn, erhalte mir das Leben, indem du das deinige erhältst!“ „Ich will's besser machen, mein Vater“ — versetzte der Sohn — „deines und meines Gottes würdig will ich sterben; Du hast mich in der katholischen Religion erzogen; ich bin so glücklich, ein Priester dieser Religion zu sein; es wird dir zum süßeren Trost gereichen, einen Märtyrer zum Sohne zu haben, als einen Abtrünnigen!“ Der Vater wußte nicht, welchem Eindruck er sich hingeben sollte; er umarmte nochmals diesen Helden, er benezte ihn nochmals mit Tränen. „Mein Sohn!“ — mehr konnte er nicht sagen. Die Schergen entreißen ihm den Sohn; er sieht ihn den Hals unter das Beil hinhalten; da schreit er auf und stört und hindert die Mörder an ihrem unseligen Geschäfte. Zwei

unsichere Hiebe haben den Priester zu Boden geworfen, und es hat den Anschein, als ob die Henker ihn so liegen lassen wollten. Sein Brevier war den Händen entfallen; er hebt es ruhig auf, und er reicht das Haupt nochmals dar; siehe, da trifft ihn ein neuer Hieb mit der Axt und sein Opfer ist vollendet.



Liebesgaben für unsere gefallenen Soldaten

Von P. G.

Wohl noch niemals hat sich deutscher Opfergeist in so herrlicher Weise gezeigt, als im gegenwärtigen blutigen Weltkrieg. Alles reicht sich die Hände, um mit Liebesgaben allerorten nicht bloß unsere ins Feld ziehenden Soldaten zu erquicken, sondern auch den von Schicksalsschlägen schwer getroffenen Familien in der Heimat kräftig beizustehen. Während war es, in den Tagen der Mobilmachung auf den einzelnen Bahnhöfen den Opfersinn unserer deutschen Frauen und Jungfrauen, selbst aus den höchsten Ständen, mitanzuhäufen zu können. Und auch jetzt noch: Wie sinkt die Hände geworden! Man flücht und strickt, emsig werden warme Unterkleider, Leibbinden, Strümpfe und vieles andere Nützliche angefertigt.

Und erst ein Blick in unsere Lazarette! Wie sich die Hände regen, die Wunden zu verbinden, wie das Herz verlangt, Trost zu spenden, wie das Auge sich feuchtet, wenn ein Verwundeter seine Seele aushaucht! Und manche drückt es als das Schwerste, daß sie diesen in Gott verstorbenen Helden keinen Liebesdienst mehr erweisen können.

Und doch! — Es gibt auch Liebesgaben für unsere gefallenen Soldaten. Wie leicht sind sie zu spenden! Du betest ein stilles „Vater unser“ für sie; — eine herrliche Liebesgabe! Du wohnst nicht bloß an Sonn-, sondern auch nach Möglichkeit an Werktagen der hl. Messe bei; — eine nicht abzuschätzende Liebesgabe! Du gehst gar während der hl. Messe zur hl. Kommunion. Kannst du eine größere Liebesgabe spenden als die Aufopferung einer einzigen hl. Kommunion, wo du das größte Geschenk, den teuersten Schatz, den Heiland selbst als Liebesgabe den

Verstorbenen aufopferst? — Auch der Rosenkranz, der in diesem Monate durch deine Finger gleitet, ist ein vorzügliches Liebesgeschenk; jede Rosenkranzperle eine Liebesgabe für die gefallenen Soldaten!

Am Sonntagnachmittag sitzt du zu Hause. Ach, es ist so einsam bei dir. Es fehlt dir dein teurer Vatte, du schaust nicht mehr ins Auge deines braven Sohnes. Ob du ihn wieder siehst? ... Oder ist er schon gefallen? ...

Gewiß! Du darfst dich ausweinen; aber vergiß es nicht; vielleicht weint auch er und noch viel bitterer in den Flammen des Reinigungsortes. Tief betrübt gehst du da in stiller Nachmittagsstunde zur Kirche; da kniest du nieder vor dem Tabernakel, da klagst du laut dein Leid der „Trösterin der Betrübten“, da suchst du Trost in der Betrachtung des Leidens Christi. Wie sie so ernst, aber auch so tröstlich reden, diese 14 Bilder des hl. Kreuzwegs! O dieses Stündlein in der Kirche, wie hat es Liebesgaben für die gefallenen Soldaten gespendet!

Der große Trauertag und Gebetstag, der 2. November, steht vor der Tür; in diesem Jahre für tausende Familien wirklich ein großer Trauertag. „Ach, lägst du doch wenigstens auf unserem Friedhof, du mein teurer Vatte, du mein liebster Sohn, auf daß ich wenigstens schmücken könnte dein Grab und anzündete ein Armenseelen-Vichtlein am Abend. Aber ach, du liegst im Feindesland! Und ich weiß nicht den Ort, wo du gefallen, und lenne nicht den Grabeshügel, worunter du schläfst. — Schlaft wohl, ihr tapferen Krieger, schlaf wohl, du meine einzige Liebe! Nur einen Liebesdienst laun ich dir noch beweisen: Am großen Trauertag des 2. November jene große Liebes-

gabe für die Armenseelen dir zuwenden, die uns als „Abschiedsgeschenk“ unser hochseliger hl. Vater Pius X. dargebracht hat. Wie merkwürdig war es doch, daß eine der letzten Bestimmungen Pius X. gerade die Verleihung eines großen Ablasses betraf, der wie am Portiunkulafeste, so oft für die Armenseelen gewonnen werden kann, als man eine Kirche oder Kapelle besucht und nach der Meinung des hl. Vaters für die Verstorbenen betet!“

Der 2. November ist fürderhin der große Portiunkulafest für die Armenseelen, in diesem Jahre; ein Freudentag für die im blutigen Kriege gefallenen Soldaten. Auf diesen „Freudentag der Armenseelen“ auch aufmerksam zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen. Die hochwürdigen Seelsorger werden zweifelsohne besonders in diesem Kriegsjahre alle ihre Pfarrkinder zur eifrigen Benutzung dieses großen Armenseelenablasses auffordern, aber auch in kommenden Jahren den Armenseelentag zum „großen Freudentag“ machen.

Vor mir liegt ein Büchlein, betitelt: „Der große Freudentag der Armenseelen“, erschienen bei S. Rauch, Wiesbaden, Friedrichstr. 30, zu haben in allen Buchhandlungen. Dasselbe bietet in 40 Kirchenbesuchungen allen eine Anleitung, diesen „Freudentag der Armenseelen“ zum Nutzen der Verstorbenen zu bringen. Da dieser Ablass schon vom 1. November mittags 12 Uhr an gewonnen werden kann, dürfte sich auch dieser große Ablass, ähnlich wie der Portiunkula-Ablass, bald einbürgern.

Auf denn, zur Spendung von „Liebesgaben“ für unsere gefallenen Soldaten!

Der Müller von St. Amand

2. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Friedlich stieg der Rauh in schlanke, geraden Säulen aus den Kaminen der kleinen niederen Häuser, heiß lastete der Sommermittag auf den schwankenden Kornfeldern, über den Aehrenspitzen zitterte und flimmerte die Luft, und das feine Gezirp der Heimchen, das von den Wiesen aufstieg, schien der einzige Laut in dieser großen Stille.

Plötzlich aber stuchte Rochus Roiger auf seinem eiligen Gange. Sein Ohr hatte noch ein anderes Geräusch vernommen. Mit dem leisen Riefeln im Laub der träumenden Bäume mischte es sich, ein metallisches Klingen und Klirren, das immer schärfer, lauter, vernehmlicher wurde.

Jetzt ward auch das Auge die Ursache gewahr. Aus dem Meer der Aehrenfelder tauchte es auf, eine dunkle Schlange, die sich wachsend mit schillernden Gliedern von Sombreff herab in die Niederung wälzte.

Näher und näher kam es mit unheimlicher Schnelle. Menschengesichter, Koffelhäupter hoben sich aus der finstern im blendenden Sonnenlicht daherslutenden Masse, die dumpf das Klirren der Waffen umtönte.

Die ersten Preußen!

Wie gebannt blieb Rochus Roiger stehen. Das war der Krieg! Und es war ihm, als führe die eben noch schlummernde Erde sich empor, schüttle den Schlaf aus den Augen und starre entsetzten Blickes auf den nahenden Schrecken.

Noch ehe er den Talgrund überschreiten konnte, füllte die herantrabende Artillerie bereits die schmale Straße. Trotz seiner siebernden Ungebuld sah er es ein, er mußte warten, wollte er nicht von Hufen und Rädern zermalmt werden.

Der rollende Trab von Menschen, Pferden und Kanonen, unter dem die Erde zitterte, schien kein Ende nehmen zu wollen. Die Gänge der Offiziere tänzelten, in prächtiger Ordnung rasselten die Geschütze jeder Batterie mit in der Sonne glühenden Bronzeröhren vorüber, dahinter die Munitionskarren und Pulverwagen, die Feldschmieden und mit Futter beladene Fuhrwerke.

Auf den Proben sahen die Kanoniere mit roten, von Staub und Schweiß glühenden Gesichtern, die Pfeifen im Munde und derbe Wize einander zureufend.

„Schad“, daß schon Mittag herum, sonst hätten wir die lausigen Franzosen zum Essen geladen.“

„Auf ein Gericht blaue Bohnen, freilich.“

„Wir haben genug davon, die ihnen den Magen verderben sollen.“

„Ein andermal spielen wir ihnen schon zum Tanze auf.“

Wenn unsere Bässe brummen, soll ihnen Hören und Sehen vergehen.“

„Und das Wiederkommen!“

„Wie die Hasen jagen wir sie nach Paris.“

Endlich holperte die letzte Batterie, ein wenig hinter den anderen zurückgeblieben, in wilder Hast mit schlagenden Hufen, unter dem Geschrei und Peitschenknallen der Fahrer vorüber.

Die Straße war frei.

Länger als eine Stunde hatte der Müller auf den Uebergang gewartet. Wie er sich umwandte, der gleißenden Schlange nachzusehen, züngelte ihr drohendes Haupt schon hinter den schiefergedeckten Häusern von Fleurus im hügeligen Gelände empor.

Zum Walde von Lambusart ging es hinauf, der Sambre entgegen, die das Heer des Franzosenkaisers beim Einfall in Belgien überschreiten mußte.

2.

In der langgestreckten Dorfstraße von Ligny bliesen die Hörner zum Sammeln.

Die Soldaten, die gerade noch hatten ablocken können, hingen die Tornister um und eilten an die Gewehre. Zwei Munitionswagen fuhren vor und scharfe Patronen wurden ausgeteilt. Man machte Ernst.

Als die Kunde vom Vormarsch der Preußen nach Brüssel gelangt war, begann auch Wellington seine aus Verpflegungsbrüdfischen in weit verstreuten Quartieren untergebrachten Truppen zusammenzuziehen.

Die Legionäre hatten Befehl bekommen, auf Quatrebras zurückzugehen.

Unter der Mannschaft war ein Grollen und Murren. Den starcköpfigen Hannoveranern, aus denen sie zumeist bestand, wollte das Zurück nicht in den Sinn. Das ging wieder wie in Spanien, wo man immer nur stehen geblieben war und sich verteidigt hatte. Konnte man's nicht machen wie drüben die Preußen, dem Feinde zuzukommen und frisch zum Angriff vorgehen! Aber freilich, die hatten ihren Marschall Vorwärts, den feurigen Greis, der selbst die Jüngsten beschämte, und sie mußten dem Fremden gehorchen.

„Ruhig, Leute“, mahnte der Korporal Lichtwehr, um den halbblauen Bemerkungen ein Ende zu machen. „Auch der Herzog ist recht. Er weiß, was er will. Die Mauer, die er dem Feinde entgegenstellt, wanken nicht. Und die welschen Hunde sollen sich auch diesmal die Schädel dran einrennen.“

„Gewehr über!“ unterbrach ihn das Kommando. „Bataillon marsch!“

Die Trommeln wirbelten und das Bataillon sahte Tritt. Im Marsch besserte sich die Stimmung, die Füße hoben sich leicht, die Augen glänzten vor Erwartung. Man war der langen Ruhe

müde geworden und hoffte auf Abwechslung, mochte es auch vorläufig noch nicht an den Feind gehen.

Als die Soldaten die letzten Häuser von St. Amand hinter sich hatten und die Straße an der turmhohen, aus roten Steinen erbauten Windmühle vorüberführte, stimmten sie eine alte Volksweise an.

„Muß i denn, muß i denn

Zum Städtle hinaus,

Und du, mein Schatz, bleibst hier?“

Heinz Lichtwehr riß es die Augen nach oben. Ueber der hölzernen Galerie leuchtete goldblondes Mädchenhaar, eine kleine Hand tastete am lichten Gewand und zog und zerrte. Etwas Weißes wehte in der Luft.

Er hob die Hand zum Tische, freundlich grüßend winkte er hinauf.

„Wenn i komm, wenn i komm,

Wenn i wiederum komm,

Rehr i ein, mein Schatz, bei dir.“

Leichte Schritte glitten die Mählstreppe hinauf, ein Arm streckte sich aus, riß die schlanke, zierliche Gestalt von dem Geländer zurück.

„Aber Jeanne!“

„Du, Marthe?“

„Was tust du denn da?“

„Ich — ich wollte nur . . .“ Das Mädchen verwirrte sich vor dem strengen Blick der Schwester und schlug die Augen zu Boden.

„Du wirst ja ganz rot. Und wem hast du denn mit dem Tuche gewinkt?“

„Ich, — o — nur dem — da —“, wies sie nach unten, — „weil er doch geht.“

„Einem Soldaten?“

„O nein, — Korporal ist er,“ stieß Jeanne hastig, wie zur Entschuldigung, heraus.

„Und den kennst du?“ forschte die ältere Schwester weiter. Ist doch nie einer von dem fremden Kriegsvolk in die Mühle gekommen. Und seit zwei Wochen bist du erst hier.“

„Beim Krämer hab' ich ihn kennen gelernt,“ stotterte die 18jährige Jeanne verlegen.

„Ah, darum bist du so oft zu den Ferrons nach Ligny gegangen.“

„Nicht doch,“ sagte erschlühend das liebliche Mädchen, und wie von magnetischer Kraft gezwungen, folgte ihr Blick aufs neue den abziehenden Legionären. Die einzelnen waren nicht mehr zu erkennen. Aber aus der Staubwolke, die sie umhüllte, klang verhallend noch immer das Lied:

„Kann i gleich net alleweil bei dir sein,

Han i doch mein Freud' an dir,

Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm,

Rehr i ein, mein Schatz, bei dir.“

Erst als der Gesang verstummt war, fuhr sie fort:

„Weißt ja, daß die Rannette, des Krämers Tochter, die zwei Jahre in Lüttich war, dort meine beste Freundin geworden ist.“

„Und weil sie krank war, mußtest du sie so häufig besuchen.“

Wie von leiser Ironie zuckte es in Marthes ernstem Gesichte. Dann aber fuhr sie in dem strengeren Tone von vorn fort:

„Dort also hat dieser Korporal im Quartier gelegen?“

„Ja,“ bekannte kleinlaut die jüngere Schwester, „er ist doch auch ein Landsmann, aus dem Hannoverischen, und so viel zu erzählen wußte er von England und Spanien, und wie er mit der deutschen Legion wider Napoleon gekämpft hat. Da haben wir beide so gern ihm zugehört, — und dann — dann —“

Da legte Marthe die schmale, weiße Hand auf den blonden Scheitel der Schwester. Ihre tiefe Altstimme wurde weicher. „Dann hat er sich in dein Herz gestohlen?“

„Ich weiß es nicht. Aber immer muß ich an ihn denken. Und nun geht er dahin. Nie sehe ich ihn wieder. Und vielleicht schießen sie ihn gar tot.“

Die Arme auf die Brüstung des Geländers stützend, schlug sie die Hände vors Gesicht, und durch die zierlichen Finger rannen bittere Tränen. „Ach, mein Gott, ich bin ja so unglücklich! Wäre ich doch nie zu Euch gekommen.“

Sanft suchte die Schwester ihre Hände zu lösen. „So darfst du nicht sprechen, Jeanne. 12 Jahre, ich weiß wohl, es ist eine lange Zeit, die du fern warst, und bei Tante Gertrud hast du es gut gehabt. Aber jetzt bist du doch unter den Deinen.“

Ein Schluchzen erschütterte den zarten Leib. „Aber ich fühle mich so fremd hier.“

„Fremd, — im Vaterhause!“ klang es mit leisem Vorwurf. „Jeanne, bedenke doch, was du sagst. Der Zeit, den Gott beschützen und wieder in unsere Arme führen möge, — und ich, lieben dich von Herzen. Der Vater . . .“

Das Mädchen nahm die Hände vom Gesicht und suchte ihre Tränen zu trocknen. „Ich — ich kann mich nicht an ihn gewöhnen,“ bekannte sie offenherzig.

(Fortsetzung folgt.)

sich wie Mauthaus in der Frühlingsnacht auf ihre einander so zärtlich zugewandten Herzen. Sie konnten zusammen nicht kommen, weil Lorenz eine von Lüdke ausgehende Petition gegen den Vollvertrag mit Sachsen zu unterschreiben ablehnte. Die Sache kommt aber später doch noch in das richtige Geleise, die Petition unterleibt, der Vollvertrag wird Wesen, die beiden Deutschen kriegen sich jult am Silvesterabend und der alte Streiter Lüdke ist geheilt und zufrieden, da er nun auch geschäftliche Vorteile sieht. Vorteile erblickt auch der kranke Garbist Hinkel aus seinem Liebesband zu dem noch kranke Rindendragener Dörthe und der sanfte, schwache Handlungsdienste Rense zu Lüdke, der Krentners und Stadterordneten Biedert lieblichen Töchterchen. Sie kriegen sich natürlich alle, wenn auch mit Hindernissen, wie das im Lustspiel nun einmal so üblich. Der Gänseherd Wosol kriegt seine dastende Schnapspulver, Fleisch seine Dorothea, Charlotte, die hofische Gemahlin Lüdkes, endlich ordentliche Dienstboten usw.

Geführt wurde mit all' der dahin gehörigen Hottigkeit des Lustspiels. Originelle und psychologisch interessante Typen schufen die Herren Rodius, Albert, Ehrens, Herrmann, Lehmann, Rober und Fräulein Wiedelsheim. War süße Dörthe waren Fräulein Heimers und Jadesca und die Dörthe von Fräulein Koller ließ es an Berliner Schnodderigkeit des ungeheuren wortreichen Mundwerks nicht fehlen. Köstlich und unwiderlich waren die Herren Andriano und Jacoby und wer hat je einen Gänseherd von der gummiballähnlichen Schwungkraft und Wuppigkeit des Herrn Schneeweiß gesehen? Frau Schröder-Raminsh und Engelmann gaben würdige, gefühlvolle Vorträge ab, aufgetaucht wie die Fregatten zur Flottenparade. Das Publikum schien sich sehr gut zu unterhalten und sich zu freuen über das lächelnde Zusammenspiel, die natürliche Darstellung und die verständliche Leistung, die Herr Vogel dem lustigen Volksstück teilte. Ich, vor allem über die Deutlichkeit des gesprochenen Wortes, die überall wohlklingend zu konstatieren war.



Für Elfaß-Bohringen gingen weiter ein:
Hr. B. 3 M.

Für Osterhagen gingen weiter ein:
Hr. B. 1 M., Hr. B. 5 M.
Ungeannt stiftete einen Geldschein.

Der Erstkommunikantenunterricht

In den drei Pfarreien unserer Stadt beginnt mit der nächsten Woche. Derselbe wird an den Nachmittagen des Montag und Donnerstag, Dienstag und Freitag abgehalten. Genauere Mitteilungen über Zeit und Ort des Unterrichts werden noch gegeben. Da mit dem 1. Oktober des Jahres 1913 die seitherige eine St. Bonifatiuspfarrgemeinde in drei selbständige Pfarreien eingeteilt worden ist, so wird auch inbezug auf die Erteilung des Erstkommunikanten-Unterrichts und die Feier der ersten hl. Kommunion am Weissen Sonntag eine Neuordnung eintreten. Die Teilnahme am Unterricht wird nicht mehr nach der Angehörigkeit zu den Schulen, sondern nach der Angehörigkeit zur Pfarrei bestimmt. Jeder der drei Pfarren erteilt also den Kommunion-Unterricht an die seiner Pfarrei zugehörigen Kinder, und am Weissen Sonntag empfängt jedes Kind die erste hl. Kommunion in seiner Pfarrei. Nach Anordnung des hochwürdigsten Herrn Bischofs sollen wenigstens alle Kinder zum Unterricht erscheinen, welche im Jahre 1915 das 12. Lebensjahr erreichen. Die Eltern der im Jahre 1903 geborenen Kinder werden darum herzlich gebeten, dieser Anordnung bereitwillig Folge zu leisten. Sehr bedauerlich wäre es, wenn durch die Schuld der Eltern auch nur ein Kind zurückgehalten würde und, wie es leider seither noch öfters vorkam, erst im 13. oder 14. Lebensjahre zur ersten hl. Kommunion geführt würde. Der Wille des hl. Vaters und des Bischofs, die eine noch frühere Teilnahme an dem heiligsten Geheimnisse den Kindern erlauben und ersehnen, sollte allen katholischen Eltern heilig sein. Möchte mit der Neuordnung des Unterrichts und der Kommunionfeier nach Pfarreien der treue Gehorsam gegen die Kirche und die wahre Sorge für das Seelenheil der Kinder sich allwärts offenbaren!

Wiesbaden, den 15. Oktober 1914.

Defan Gruber, Stadtpfarrer.

Pfarrer Dr. Hilrich, Pfarrer Dr. Hüfner.

Auszug aus der Verlustliste Nr. 49

Infanterie-Regiment Nr. 87, Mainz

2. Bataillon

Schamps am 22., Ratton am 24., Rancourt am 28. 8., Barnh
Heil-le-Maurrupt vom 6. bis 10. 9. 14.

Stab.

Major Klein (Wiesbaden) schw. — Leutnant und Ad-
utant Erich Muffet (Mainz) schw.

5. Kompanie.

Ref. August Bomm (Söhr) schw. — Musk. Otto Schnug (Wiel-
bach) schw. — Musk. Karl v. d. Schdt (Wiesbaden) schw. —
Musk. Otto Erfurth (Mainz) schw. — Musk. Robert Schmarjow
(Mainz) tot. — Musk. Philipp Ottstadt (Köthelm) schw. — Gefr.
Hermann Eiert (Frankfurt a. M.) schw. — Musk. Paul Schmidt Jr.
(Dekingen) schw. — Ref. Johann Kempt (Frankfurt a. M.) schw. —
Musk. Anton Semer (Söheim) schw. — Unteroffizier Wilhelm
Krams (Kiedrich) schw. — Musk. Anton Schmidt Jr. (Sommer-
heim) schw. — Gefr. Karl Bäst (Heimbach) schw. — Musk. Josef
Meibach (Weistichen) schw.

6. Kompanie.

Musk. Friedrich Dittmann (Gronberg) schw. — Musk. Wilh.
Lugheuer (Wiesbaden) schw. — Offiziersstellvertreter Oskar
Guter (Homburg v. d. S.) schw. — Tambour Karl Vollrath (Ködel-
heim) schw. — Musk. Peter Schneider (Steinfens) verm.

7. Kompanie.

Gefr. Max Seymann (Frankfurt a. M.) schw. — Musk. Wilh.
Beres (Wiesbaden) schw. — Musk. Hermann Weisbrod (Kaden-
bach) tot. — Unteroffizier Karl Fischer (Königsheim) tot. — St. F.
Eduard Haag (Kupbach) schw. — Unteroffizier d. R. Schilles
Müller (Hersbach) verm. — Musk. Ernst Gung (Frankfurt a. M.)
verm. — Ref. Karl Luzius (Güntheim) verm.

8. Kompanie.

Unteroffizier Hermann Barth (Dohheim) schw. — Ref. Sch.
Kies (Dauten) schw. — Gefr. d. R. Ferdinand Drill (Frankfurt-
a. M.) schw. — Ref. Christ. Bilag (Frankfurt a. M.) schw. — Musk.
Karl Witton (Remmerod) schw. — Musk. Adolf Ch Jr. (Vorn) schw. —
Musk. Johann Scholl Jr. (Kreberg) schw. — Unteroffizier d. R. Friedrich
Hensel (Frankfurt a. M.) schw. — Alexander Meyer (Stromberg,
Kr. Unterwiesenthal) schw. — Tambour Gefr. Konrad Ruhl (Frank-
furt a. M.) schw.

Pionier-Bataillon Nr. 21, Mainz

Kuloy am 22., Billers am 27. 8., Alacelles am 7., Sermaize
am 8. und 9. und Crainville am 17. und 18. 9. 14.

2. Feldkompanie.

Leutnant Hans Kerger (Darmstadt) tot. — Gefr. Benedikt
Herrmann (Köthelm) schw. — Gefr. Georg Sparwasser (Eppheim)
schw. — Pionier Philipp Weber (Gaub) schw. — Pionier Karl
Kollstadt (Steinfischbach) schw. — Pionier Wilhelm Hofmann (Drie-
dorf) schw. — Pionier Wilhelm Dors (Vöhring) schw. — Pionier
Adam Halbert (Elville) schw. — Pionier Friedrich Eggenmeier
(Wiesheim) schw. — Pionier Wilh. Boh (Obernhof) schw. — Pionier
Wilhelm Vink (Frankfurt a. M.) schw. — Pionier Seb. Krah (Ober-
ursel) schw. — Pionier Joh. Hug (Oberrad) schw. — Pionier
Adam Müller (Eim) verm. — Pionier Aug. Karl Barth (Ober-
libbach) tot. — Gefr. Hermann Köls (Offheim) schw.

3. Feldkompanie.

Pionier Joh. Reis (Kamp) schw. — Pionier K. Gab (Destrich)
schw. — Pionier Jean Zedel (Frankfurt a. M.) schw. — Pionier
Otto Sattig (Dieburg) schw.

Besser als das englische Mondam ist
Besser Dr. Oetker's Gu. tin
zur Bereitung von Puddings, Milch- und Fruchtflanzen.

Literarisches

* Zwei Schriften, die in die gegenwärtige Zeit-
lage passen: Paul Dage: „Kleines Kriegsbuch“. Inhalt:
Erlasse, Verordnungen usw., Adressen u. dgl., den gegenwärtigen Kriegs-
zustand betreffend. — Gelegliches und Allgemeines über bürgerliche
Kriegsleistungen. — Liste aller Regimenter usw. unserer Heeres mit
Angabe ihrer Zugehörigkeit zum Armeekorps, zur Division und Brigade.
Unentgeltlich für jedes Haus und Geschäft! — Paul Dage: „Deutsch-
lands Freunde und Feinde“. Kurze Staatenkunde, mit be-
sonderer Rücksicht auf die Kriegslage. Anhang: Das Wichtigste aus dem
Völkerrecht für den Land- und Seekrieg. Wichtig für jeden Zeitungsleser!
Jede der beiden Schriften 25 Pfennig. (Peter Hobbings, Verlagsbuch-
handlung, Berlin-Steglitz.)

Standesamt Wiesbaden

Gestorben: Am 9. Oktober: Wertmeister Jakob Moes, 69 J.
Witwe Marie Wenz, geb. Wang, 81 J. Hauptmann Bernhard Rothe,
41 J. Ruth Schetter, 2 J. Landwirt Philipp Schmidt, 43 J. — Am
10. Oktober: Mathilde Stuber, 6 J. — Am 11. Oktober: Rentner
August Beder, 72 J. Ehefrau Karoline Schumacher, geb. Döllinger,
62 J. Althändler Karl Kunkel, 61 J. — Am 12. Oktober: Walter
Weber, 5 J. Kaufmann Christian Reiper, 66 J. — Am 13. Oktober:
Rentner Wilhelm Henrich, 79 J. — Ehefrau Susanne Schmitt, geb. Kolb,
39 J. Witwe Elisabeth Hanselmann, geb. Fischbach, 73 J.

Bekanntmachung

Scharfe Fremdenkontrolle ist während der Kriegsdauer unbedingt
notwendig.

Ich bringe deshalb meine Anordnung vom 4. August d. J. in Er-
innerung, wonach alle Gast- und Herbergswirte sowie sämtliche Quartier-
geber bei Vermeidung empfindlicher Strafen verpflichtet sind, jeden Aus-
länder binnen drei Stunden nach seiner Ankunft vorchriftsmäßig anzu-
melden.

Nichtausländer müssen, soweit es sich um durchreisende Fremde
(Bediener, Reisende usw.) handelt, welche in Privathäusern Wohnung
nehmen, laut Polizei-Verordnung binnen 24 Stunden durch den Woh-
nungsgeber angemeldet werden.

Wiesbaden, den 12. Oktober 1914.

Der Polizei-Präsident v. Schend.

Bekanntmachung

Es ist zu meiner Kenntnis gelangt:

1. daß die „Annahmestelle des roten Kreuzes von
Liebesgaben für die Truppen“ (Frankfurt a. M.,
Theaterplatz 14) Tamen gestattet hat, die Transporte für
Liebesgaben zu begleiten oder selbst hinauszufahren.

Ich verbiete dieses auf das strengste und bestimme, daß Zu-
widerhandlungen das sofortige Zurückziehen der Fahrtausweise-
karten und Festhalten der Kraftwagen bei der nächsten Etappe
zur Folge hat.

2. daß die Annahmestelle Fahrtausweise für einen Wagen mit
Liebesgaben an vier mitfahrende Personen (darunter eine Dame)
genehmigt hat.

Es liegt auf der Hand, daß bei Benutzung „eines“ Kraft-
wagens durch vier Personen die herauszubefördernde Liebes-
gabe nur verschwindend gering sein, in keinem Verhältnis
zu dem großen Aufwand stehen kann und den Verdacht auf-
kommen läßt, daß die Ueberbringung von Liebesgaben hierbei
nur den Nebenzweck bildet.

Ich verbiete daher, daß in Liebesgaben-Kraftwagen mehr als
zwei Personen — (Fahrer und Begleiter) — fahren.

Frankfurt a. M., den 3. Oktober 1914.

XVIII. Armeekorps

Stellvertretendes Generalkommando

Der kommandierende General

gez.: Freiherr von Gall

Bekanntmachung

Nachstehend werden hiermit die für das Winterhalbjahr 1914 fest-
gesetzten Unterrichtszeiten der hiesigen gewerblichen Fortbildungsschule
gemäß § 120 G. O. bekannt gemacht:

Das Winterhalbjahr beginnt Montag, den 19. Oktober. Der
Unterricht findet an Werktagen von 8—12 und 2—8 Uhr, Sonntags von
8—11 Uhr statt. Es haben Unterricht:

Montag: Maschinenschlosser und Mechaniker D., Bau Schlosser U. b,
Mechaniker und Spengler U., Tücher und Waler U., Bauhand-
werker und Schreiner U., Bauhandwerker M., Schriftfeger D.,
Tapezierer D., Schuhmacher U. M. D., Schneider U. b. D. a., Damen-
schneider U. M. D., Schreiner D., Bäcker U., Friseur U. M. D.,
Kellner und Köche M. D., Mädchenklassen I. III.

Dienstag: Maschinenschlosser M., Bau Schlosser D. a. u. b, Elektro-
techniker U. M. D., Tücher und Waler M. D., Bauhandwerker
und Schreiner U., Schriftfeger D., Tapezierer und Uhrmacher M.,
Schneider D. a. u. b., Zahntechniker U. M. D., Konditoren U. M.
D., Schreiner D., Ungelehrte (Schleifer) weiterer Tage bleibt vor-
behalten, Mädchenklassen I. II.

Mittwoch: Bau Schlosser U. a, Mechaniker D., Elektrotechniker U.,
Spengler D., Tücher und Waler M., Schriftfeger U., Tapezierer
und Schuhmacher U., Schneider U. a. M. a. u. b, Kellner und Köche
U., Mädchenklassen III. V.

Donnerstag: Maschinenschlosser U. M., Bau Schlosser M. a. u. b,
Mechaniker U. M., Elektrotechniker M., Spengler M., Bauhand-
werker M. D., Schriftfeger U. M., Schneider U. b. M. b, Bäcker
D., Konditoren U. M. D., Friseur U. M. D., Kellner U. M. D.,
Mädchenklassen IV.

Freitag: Bau Schlosser U. a. u. b, Mechaniker und Spengler M.,
Tücher und Waler D., Bauhandwerker U., Schriftfeger M., Tape-
zierer U., Bäcker M., Zahntechniker U. M. D., Kellner und Köche
M. D., Buchbinder, Glasmaler, Glasarbeiter, Mädchenklassen
II. V. VI.

Samstag: Maschinenschlosser U., Spengler D., Tücher und Waler
U., Schneider U. a. u. b, Friseur U., Schreiner M. D., Mädchen-
klasse VI.

Sonntag: Maschinenschlosser D., Bau Schlosser M. a. u. b, Schrift-
feger D., Tapezierer M. D., Schreiner M.

Die Schulstunden werden zum pünktlichen und regelmäßigen
Unterrichtsbetrieb aufgeführt; die Arbeitgeber werden auf die Be-
stimmungen des Gesetzes betr. An- und Abmeldung der Lehrlinge und
deren ordnungsmäßigen Schulbesuch hingewiesen

Wiesbaden, den 12. Oktober 1914.

Der Magistrat.

Neueste Wetterwarte

17.—31. Oktober 1914.

(Nachdruck, auch auszugsweise, verboten).
Am 17. Oktober wird es trüb und regnerisch, die Sonne scheint
nur kurze Zeit; am 18. sinkt die Morgenstemperatur fast auf Nullgrad, die
Niederschläge lassen nach, zeitweilig ist es heiter.

Vom 19.—20. Okt. fällt in den Alpenländern Schnee, im Tiefland
Reif und Nebel, tagsüber ist aber vorwiegend heiteres Wetter in
Ausicht bei nur schwachem Winde.

Vom 21.—23. Oktober nehmen die Niederschläge zu, die Sonne
nur kurze Zeit, in den höheren Lagen fällt Schnee.

Am 24. und 25. Okt. folgt Besserung, morgens fällt Reif und
Nebel, während tagsüber heiteres Wetter vorherrscht.

Mit dem 26. Okt. beginnt Regen, zuerst wird der Himmel heiter,
abends beginnt aber starke Bewölkung, worauf am 27. und 28. trübe
Herbsttage mit vorübergehenden Niederschlägen zu erwarten sind.

Am 29. und 30. Okt. fällt morgens Nebel, tagsüber leichter Regen,
worauf am 31. Okt. nach kurzer Aufhellung vorwiegend trübes Wetter
bei schwacher Luftbewegung in Ausicht steht.

Das ist im allgemeinen der Witterungscharakter in Mittel-
deutschland auf Grund 25-jähriger Erfahrung.
Gundelfingen, im Oktober 1914.

Matthias Schumacher, Stadtpfarrer.

K. Eichhorn Optisch-mech. Institut

Wiesbaden, Neugasse 20, nächst der Marktstrasse



Ämtliche Wasserstands-Nachrichten

vom Donnerstag, 15. Oktober, vormittags 11 Uhr

Rhein	gesehen	laut	Rain	gesehen	laut
Waldgüt	—	—	Waldgüt	—	—
Rehl	—	—	Rehl	—	—
Wagen	—	—	Wagen	—	—
Waldheim	—	—	Waldheim	—	—
Worms	0.12	—	Worms	1.25	1.27
Wohn	—	0.90	Wohn	—	—
Winnen	—	—	Winnen	0.53	0.47
Gaud	—	—	Gaud	—	—

Wasser 100

Aurhaus zu Wiesbaden.

Freitag, 16. Okt., abends 8 Uhr im Monocent im großen
Saal: Symphonie-Konzert. Leitung: Carl Schmitt, Kapl.
Musikdirektor. Orchester: Stadt-Orchester. 1. Ouvertüre zur Oper
„Deron“ (G. M. v. Weber). 2. Symphonie Es-dur (Rob. Schumann).
I. Schostak. II. Scherzo. III. Nicht schnell. IV. Feiertag. V. Schostak.
3. Präludien, symphonische Dichtung (Frz. Liszt). — Kinder unter
10 Jahren haben freien Zutritt. Die Eingangstüren des Saales und der
Galerien werden bei Beginn des Konzertes geschlossen und nur in den
Zwischengängen geöffnet.



Salem Aleikum
Salem Gold
Etwas für Sie!

Preis Nr. 3 1/2 4 5 6 8 10
3 1/2 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stück

Oriental Tabak u. Cigarettenfabrik Inh. Hugo Kietz
Venizue Dresden Hoflieferant S.M. Königs u. Sachsen

Trusfrei!

5% Kriegsanleihe 1914

Durch den großen Zeichnungserfolg verzögert
sich die Herstellung und Ausgabe der **Zwischen-
scheine**, namentlich der kleineren Stücke. Wir
werden bekannt geben, wann die bei uns gezeich-
neten Stücke in Empfang genommen, bzw. in die
Hinterlegungsscheine eingetragen werden können.

Vorschuß-Berein zu Wiesbaden

Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung

20 Friedrichstraße 20



Restaurant „Perkeo“
Schlachtfest
morg. reiblich einladet i. B. M. Groß.

Befellungen auf die Rheinische Volkszeitung
werden jederzeit entgegengenommen.

